



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Modernes Zeugniswesen

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Modernes Zeugniswesen



Fräulein Marie Meyer war ein Jahr lang in meinem Hause als Stütze meiner Frau. Sie half derselben [es stand wirklich „derselben“ da] in allen im Hause vorkommenden Arbeiten, hielt treu auf Ordnung im ganzen Hausbetrieb und war eine zuverlässige Hüterin und Leiterin meiner Kinder. Ich kam Fräulein Meyer auf Grund dieser meiner Erfahrungen nur angelegentlichst empfehlen.“ Dieses Zeugnis, von einem meiner Fachgenossen Dr. K. ausgestellt, war meiner Frau von einem jungen Mädchen, das ihre Dienste im „Dahlein“ angeboten hatte, noch mit einigen andern ähnlich lautenden Zeugnissen aus adlichen Häusern zugesandt worden. Während meine optimistisch angehauchte gute Frau ein freudiges „Heureka“ ausstimmte — sie hatte ja aus den vielen Anzeigen gerade diese herausgefunden —, hatte ich, skeptisch, wie ich leider durch Erfahrungen geworden bin, das und jenes schon an dem Briefe des Fräuleins auszusetzen. Die Schreiberin hielt den Gebrauch eines Linienblattes für überflüssig. Schief und krumm eilten die Zeilen über das Papier, die Buchstaben glichen wenig den gleichmäßigen, anmutigen Schriftzügen meiner lieben Frau, der Stil entsprach daher nicht den Ansprüchen, die ich an eine ehemalige „höhere Tochter“ aus guter Familie stellen zu dürfen glaubte, und mein Backfisch von Tochter, die ich zur Beurteilung einiger zweifelhaften Rechtschreibefälle gegen die Mutter zu Hilfe rief, die sich zur Entschuldigung ihres Schützlings auf Puttkammer berief, schwor hoch und heilig, daß verschiedene Wörter auch nach der neuen Rechtschreibelehre anders geschrieben würden. Kurz und gut, meine Schriftbeurteilung ergab ganz das Gegenteil von dem, was das Zeugnis sagte.

Um aber den Wünschen meiner Frau entgegenzukommen, schlug ich eine Erkundigung unmittelbar beim Kollegen K. vor. Gesagt, gethan. Hier ist die Abschrift dieses Privatzeugnisses: „Fräulein Meyer ist allerdings ein Jahr lang in meinem Hause gewesen, doch kann ich dieselbe [so!] nicht empfehlen. Sie besticht anfangs durch ihr gewandtes Wesen und ihr gutes Aussehen, auch ist sie geschickt im Schneidern, doch stellte sich bald heraus, daß sie oft unzuverlässig neben der Wahrheit herging und manches ableugnete, was ihr geradezu nachzuweisen war. Auch suchte sich Fräulein M. unliebsamen Einfluß auf das andre Personal zu verschaffen, kurz wir waren

froh, als sie aus dem Hause war. Auch das, was uns später über das Fräulein mitgeteilt wurde, macht dieselbe (!) nicht empfehlenswert." Dieses Privatzeugnis lautete also dem offiziellen schnurstracks entgegengesetzt, und mein auf Grund der Zuschrift des jungen Mädchens gebildetes Urteil war richtig. Selbstverständlich lehnte ich Fräulein Meyers Dienstanerbietung dankend ab und konnte mich nicht enthalten, im Hinblick auf meine Ansicht über das Wesen der Zeugnisse hinzuzufügen: mit Rücksicht auf private Erkundigungen, die ich eingezogen habe.

Steht nun das Verfahren meines Kollegen vereinzelt da? Leider keineswegs. Da es aber eben allgemein geübt wird und da es der Grund einer Masse von sozialen Mißständen ist, über die fort und fort geklagt wird, ohne daß man auch nur den Versuch machte, ihnen zu steuern, so möchte ich, im praktischen Leben stehend und gezwungen, jahraus jahrein viele Zeugnisse zu lesen und auszustellen, einmal für Besserung des Zeugniswesens oder richtiger Unwesens an dieser Stelle eintreten.

Wie der Zeuge vor Gericht nach bestem Wissen und Gewissen die reine Wahrheit sagen, nichts verschweigen und nichts hinzusetzen soll, so soll auch das schriftliche Zeugnis wahrheitsgetreu und ohne etwas Wesentliches zu verschweigen oder etwas Unwesentliches hinzuzusetzen, aussagen, was einem zur Beurteilung eines Menschen in allgemeinen oder irgend einer Thätigkeit von ihm in besondern wichtig erscheint. Das Zeugnis wird ohnehin stets mehr oder weniger subjektiv gefärbt sein, man wird immer daran denken müssen, daß z. B. das Wort „zufriedenstellend“ vielleicht richtiger heißen müßte: Meine (sehr geringen) Ansprüche sind befriedigt worden. Aber das läßt sich nicht ganz vermeiden, wohl aber läßt sich das vermeiden, daß das Zeugnis wider besseres Wissen zu gut ausgestellt wird, um jemandem zu einem bessern Fortkommen zu verhelfen. Schlechte Zeugnisse kommen nach meiner langjährigen Erfahrung nur äußerst selten vor, und zwar aus verschiedenen Gründen.

Erstens wird es dem Menschen fast so schwer, „die Wahrheit zu sagen,“ wie die Wahrheit zu finden. Ich nenne nicht das Reifen und Schelten über den Diensthöten, den man bei dem Begehen irgend eines Fehlers ertappt hat, „die Wahrheit sagen,“ sondern das ruhige und gemäßigte Vorhalten des Fehlers, nachdem sich der erste Zorn gelegt hat; diese Kunst, deren Mangel so manche junge Frau und damit den ganzen Haushalt unglücklich macht, fehlt ganz allgemein, und sie läßt erst recht im Stich, wenn das Zeugnis geschrieben, wenn schriftlich Zeugnis von den Fehlern des Diensthöten abgelegt werden soll. Bittet gar der Diensthöte, der vielleicht durch sein Benehmen oder durch seine Unfähigkeit, die übernommenen Verpflichtungen zu erfüllen, jede Anerkennung verscherzt hat, zur Erlangung eines andern Dienstes, vielleicht mit Zeichen der Reue um ein vorläufiges Zeugnis, so wird es ihm in den meisten Fällen günstig, d. h. nicht wahrheitsgetreu ausgestellt, weil es der gutmütigen

Herrschaft unangenehm ist, die Wahrheit schriftlich zu bezeugen, oder weil man dem Dienstboten nicht bei seinem fernern Fortkommen hinderlich sein will, oder endlich weil man fürchtet, daß der Dienstbote, um sich für das schlechte Zeugnis zu rächen, den Rest der Dienstzeit zu aller möglichen Schändlichkeit benutzen könnte; ja man geht so weit, daß man auf gelegentliche Erkundigung hin den Dienstboten geradezu lobt, um ihn auf gute Art und ohne Argerniß loszuwerden — beiläufig ein Verfahren, das unter dem Kunstausdruck „fortloben“ auch in den höhern Kreisen der Zeugnis suchenden und Amt oder Dienst wechselnden Personen, sogar in Universitätskreisen, nicht ganz unbekannt sein soll.

Keiner meiner Leser wird leugnen, daß ich die Vorgänge geschildert habe, wie sie sind. Aber so viele Milderungsgründe auch dafür beigebracht werden können — zu entschuldigen ist das *laissez aller* in diesen Dingen nicht. Daß ein zu gutes Zeugnis für beide Teile, den Arbeitgeber wie den Dienstboten, wertlos, ja schädlich ist, liegt doch auf der Hand.

Das verdiente Lob — ich bin ein Freund des Lobens — wird nicht bloß als Lohn für gethane gute Leistung empfunden, es wirkt, ganz abgesehen von seiner idealen Seite, auch als Sporn zur Anspannung aller Kräfte, um weiteres Lob einzuheimen, aber nur dann, wenn das Gegenteil, gerechter, verdienter Tadel, zu fürchten ist, oder wenn in ehrgeizigem Wettbewerb mit andern um dieses Lob gestritten werden muß. Lob ohne Unterlaß erschlaft ebenso, wie tägliche Ernährung mit Zuckerbrod, und eine ganze Schulklasse von Musterknaben, von lauter „Ersten,“ ist ebenso undenkbar, wie sie langweilig wäre. Der Trieb, es der andern zuvor zu thun, zum Ersten aufzurücken, ein berechtigter Ehrgeiz, treibt jeden Schüler zur Anspannung seiner Kräfte.

Wo in aller Welt soll nun bei unsern Dienstboten und, können wir nun erweiternd hinzusetzen, bei all den Leuten, die auf irgend eine Weise ihr Brot verdienen müssen, der Ehrgeiz, das Streben herkommen! Alle, alle bis auf verschwindend kleine Ausnahmen, die ihre Sache dann sozusagen auf nichts gestellt haben, können lobende Zeugnisse über ausgezeichnete Leistungen aufweisen, gerade so wie Fräulein Meyer. Weil aber alle solche Mustermenschen sind, haben sie auch nicht nötig, irgend welche Schritte zu ihrer Vervollkommnung zu thun. Um Stellungen zu kämpfen haben sie nicht nötig, denn an solchen Stellungen, aus denen sie, wenn nötig mit Schadenersatz für Kost und Logis, vor der Zeit „fortgelobt“ werden, fehlt es ja nicht. Das Schlimmste aber widerfährt dem wirklich guten Ausnahmemenschen. Welche bittere Kränkung ist es für den rechtmäßigen Besitzer eines lobenden Zeugnisses, wenn dieser von ihm durch harte Arbeit erkämpfte Schatz, vielleicht sein einziger Schatz, beim Suchen nach Arbeit mit denselben scheelen Augen angesehen wird, wie die unverdiente Lobhudelei eines nichtsnutzigen Nebenbuhlers! Muß er nicht

an der göttlichen Gerechtigkeit irre werden, ist es zu verwundern, wenn sein Streben, da es ja doch unnütz ist, erkaltet und erschläfft? Und muß der ehrliche Zeugnischreiber nicht zornig werden, wenn er um „Bestätigung“ seines Zeugnisses angegangen wird, wenn seinem Manneswort Zweifel und Mißtrauen entgegengebracht wird? Es ist eine Schmach um diese konventionelle Lüge, um dieses zum mindesten leichtsinnige Zeugnis schreiben!

Wo man hinhört, hört man Klagen über mittelmäßiges, ja schlechtes Personal; nicht bloß in Damencafés wird das Thema der schlechten Dienstboten besprochen, nein, eine ständige Rubrik aller möglichen Fachzeitschriften ist mit Klagen über das Hilfspersonal gefüllt. Dabei läßt man es aber bewenden.

Was ist aber dagegen zu thun? wo soll man den Hebel ansetzen, um Besserung zu schaffen? Der Staat, der, freisinniger Anschauung folgend, in seiner Gesetzgebung oft durchblicken zu lassen scheint, daß er es mit reifen Staatsbürgern, nicht mit unvollkommenen Menschen zu thun habe, die nötigenfalls auch einmal harte Zuchtmittel, wie die Kinder, brauchen, läßt dem Volke alle Freiheit. Wie er bei Arbeitern unter einundzwanzig Jahren Arbeitsbücher eingeführt hat, in die Ein- und Austritt und Art der Beschäftigung einzutragen sind und Zeugnisse über die Beschäftigung und Führung auf Verlangen des Arbeiters eingetragen werden können, so überläßt der Staat die Regelung des Dienstbotenverkehrs, unter den rechtlich auch „Stützen“ und Kindergärtnerinnen fallen, den einzelnen Provinzen und verlangt nur ein gleichmäßiges, kostenfreies Dienstbuch. Die meisten diesen Verhältnissen gewidmeten Verordnungen, wie z. B. die Schleswigsche, überlassen der Herrschaft, ob sie ein Zeugnis geben, ebenso, ob sie angeben will, von welcher Seite die Kündigung ausgegangen ist. Folgen, die allerdings gelegentlich recht übler und kostspieliger Natur sein können, entstehen nur dadurch, daß der gutmütige oder fahrlässige Zeugnisaussteller zum Schadenersatz herangezogen werden kann, wenn die vertrauensselige neue Herrschaft infolge eines wissentlich verschwiegenen Fehlers des Dienstboten Schaden leidet. Diese Möglichkeit schützt allerdings vor — Gott sei Dank — doch nur ausnahmsweise vorkommenden übeln Erfahrungen; dem ständigen Übel mittelmäßiger Hilfskräfte, deren Forderungen in dem umgekehrten Verhältnis zu ihren Leistungen steigen, steuert der Staat in keiner Weise, er ist auch gar nicht dazu in stande, und ungerecht scheint es mir, wenn die Familien, die über schlechte Dienstboten zetern, oder Geschäfts- und Handwerksleute, die sich über schlechtes Hilfspersonal beklagen, dem Staate die Schuld in die Schuhe schieben und schlimmer fast, als die utopistischen Herren Sozialdemokraten, von ihm und von ihm allein Hilfe verlangen. Die Schuld liegt einzig und allein an der mangelhaften Erziehung wie der Kinder, so des Hilfspersonals männlichen und weiblichen Geschlechts. Hier muß der Hebel angefaßt werden. Gilt aber irgendwo das Bibelwort

vom Splitter und Balken, gilt irgendwo das noblesse oblige, so gilt es bei der Erziehung. Niemand ist dieser Worte eingedenk, niemand beherzigt die Lehre des alten Pädagogen Salzmann, der da rät, wenn die Erziehung nicht nach Wunsch verlaufe, zunächst einmal an sich selbst zu denken. Wie stehen dann in Wirklichkeit die Sachen?

Der Handwerker, der kleine Geschäftsmann, selbst schon moderne Erziehungsfrüchte, schelten in der Zeit, die ihnen der Früh- und Nachmittagschoppen läßt, herum, ohne selbst zu wissen oder darüber nachzudenken, wie die Arbeit vernünftigerweise angefaßt werden muß, und glauben das Schrige bei der Fachausbildung des Lehrlings gethan zu haben, wenn sie dem Jungen Zeit geben, eine Fortbildungsschule zu besuchen. Der Staat oder größere Gemeinschaften haben ja Schulen für alle möglichen Wissenszweige gegründet. Es giebt Handels-, Droguisten-, Maler- und landwirtschaftliche Schulen (lateinische Bauern!), in denen den jungen Leuten eine Masse Wissen eingetrichtert wird, ohne auf die Erkenntnis Rücksicht zu nehmen, und deren „diplomirte,“ natürlich mit vorzüglichen „Zeugnissen“ versehene Zöglinge dem Praktiker ein Schrecken zu sein pflegen. Was die soziale Erziehung betrifft, so ist die Regel, daß man sich die Sorge dafür vom Halse schafft. Man bemüht sich, die jungen Leute aus dem Hause und vom Tisch loszuwerden und treibt sie auf diese Art in die Kneipen, wo sie, leichtsinnigen Vorbildern nachäffend, es als Ehre ansehen, sich zu bramarbasirenden Bierhelden oder Ringeltangelndonjuans heranzubilden.

Daselbe Bild sehen wir bei der Erziehung des weiblichen Personals. Die Hausfrau schilt vom Morgen bis zum Abend über das junge, kaum dem Kindesalter entwachsene Mädchen. Da ist es nicht zeitig genug aufgestanden — die „gnädige“ Frau aber liegt noch um neun Uhr im Bett! Die Zimmer sind in Unordnung, die Speisen nicht schmackhaft bereitet — wie sie aber bereitet werden sollen, das weiß die „Gnädige“ selber nicht. Den Abend verbringt sie mit ihrem Manne, der sich freut, aus der häuslichen Unordnung herauszukommen, im Klublokal oder einem zwar durchräucherten, aber stilvoll altdeutschen Kneiplokal, dem jämmerlichen Surrogat der viel billigeren häuslichen Geselligkeit unsrer Altvordern. Daß das Dienstmädchen dann die Zeit ebenfalls zu Ausflügen benutzt, um ihrem Schatz die Zeit zu vertreiben, ist es zu verwundern? Es ist fast so weit gekommen, daß die jungen Damen sich der Unkenntnis der elementarsten Dinge im Bereich der Küche und des Haushaltes rühmen, daß praktische Thätigkeit, alles, was nicht Kleidermoden und allenfalls ein bißchen Klavierklimpern betrifft, für unter ihrer Würde halten, und daß solche Anschauung von urteilslosen Eltern gutgeheißen und anerzogen wird. Wie sollen solche Wesen, die dem Schillerschen Ideal der Hausfrau geradezu Hohn sprechen, wie sollen solche Muster der Unwissenheit Dienstmädchen erziehen? Kann einer solchen Frau die Pflicht der Kindererziehung, die so viele

Hingebung und Entfagung erfordert, ohne Grauen übertragen werden? Hat sie auch nur Zeit dazu, die einer Amme übertragene Pflege ihres Kindchens zu überwachen?

Von der Frau, von der gebildeten Frau soll die erste, grundlegende Erziehung ausgehen. Sie soll dem Kinde das erste Gebet vorsprechen, sie soll ihm Liebe zu seinen Mitmenschen, Achtung vor dem Alter einflößen, ihm die ersten Sittenlehren beibringen, es durch eignes Beispiel zu einem Pflänzling erziehen, der das Umpflanzen in die Schule und die Unbilden der Schule des Lebens über sich ergehen lassen kann, ohne Schaden an Leib und Seele zu nehmen; sie soll aber auch zugleich durch ihr Beispiel die Dienstboten, die künftigen Frauen der niedern Stände, die Mütter des Volkes, aus dessen Kreisen jetzt das unzufriedene Murren, der Schrei nach Gleichberechtigung heraufstönt, belehren und zur Racheiferung bestimmen. „Die gebildete Frau muß in jeder Hinsicht ein Beispiel für die weniger gebildete sein. Die echte Ladyship fühlt sich durch Arbeit und Pflichterfüllung nicht herabgesetzt, sondern sie sucht einen Stolz darin, weil Arbeit adelt.“ (E. Hüppe, *Klin. Wochenschrift* 1890, Seite 834.) Solche Frauen können sich dann auch eine Kritik ihrer Untergebenen gestatten, sie werden ein gutes Regiment führen und Achtung und damit Nachachtung finden. Sie werden nicht nötig haben, in die Seremiaden über Dienstbotennot einzustimmen. Selbst Beispiele strenger Pflichterfüllung und folglich seelischen Gleichgewichtes, werden sie Belehrung, Trost und Frieden in die Hütte des Ärmeren tragen und so ein gutes Teil des sozialen Elends heilen.

Also not thut uns vor allem mehr Selbsterziehung, Rückverlegen der Erziehung ins Haus, in die Familie und — Beiseitelassen des schimpflichen Vertuschungssystems in der Erkenntnis, daß zu gutes Zeugnis dasselbe wirkt wie „falsch Zeugnis reden.“



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Die Pariser Reise. Die Grenzboten könnten sich jetzt das Vergnügen machen, nachzuweisen, wie oft sie im Laufe der letzten Jahre eine Thatsache erwähnt haben, durch die jetzt viele Leute so unangenehm überrascht zu sein scheinen, die Thatsache, daß es in Frankreich wohl Personen von gesundem Menschenverstande giebt, daß sie sich aber viel zu sehr vor dem litterarischen Pöbel von Paris fürchten, um Farbe zu bekennen, wenn dies notwendig wäre. Was will man auch von andern verlangen, wenn der allen Ultra als nüchterner und an-